

### Lustwort: Lustmord

#### Sprachliche Verschränkungen von Blutdurst und Wollust bei Krafft-Ebing, Musil, Schubert und Kleist

Ein im Jahre 1982 in der Zeitschrift *Der Nervenarzt*, einem international angesehenen Publikationsorgan, das sich an Fachärzte für Neurologie, Psychiatrie und Nervenheilkunde richtet, erschienener Artikel trägt den Titel *Zur Lust am Lustmord*. Dies erscheint auf den ersten Blick wunderlich, zumal der Terminus Lustmord, der in der Zeit um 1900 in der sexualmedizinischen sowie kriminologischen Forschung Hochkonjunktur hatte, seit Ende der 1960er-Jahre in Fachkreisen eindeutig als überholt gilt.<sup>1</sup> Dennoch stellt der Begriff für den Verfasser des Aufsatzes, Friedemann Pfäfflin, noch immer ein Ärgernis dar, weil er sich gerade »im allgemeinen Sprachgebrauch so hartnäckig behauptet«.<sup>2</sup> Dadurch würde der Sexualwissenschaftler immer wieder genötigt, sich mit sogenannten Lustmörtern zu befassen. Aber nicht nur durch die Aufsässigkeit, die der im Grunde veraltete Begriff sowohl im alltags- als auch im fachsprachlichen Bereich an den Tag legt, lässt ihn in Pfäfflins Beitrag im Kontext des Unsinnigen erscheinen; nach der Lektüre seines Aufsatzes könnte man aus zwei weiteren Gründen sogar meinen, beim Lustmord handle es sich um das Unnütze Wissen der Sexualkunde schlechthin. Erstens führt Pfäfflin an, dass sich die Sexualwissenschaft mit dem Gegenstand der Lust an sich noch immer mehr als schwer tue – und dies stets getan habe: »Lust, so überraschend es klingen mag, scheint der Sexualwissenschaft ein Fremdwort, eine fremde Kategorie, etwas, das ihr äußerlich bleibt, sich vor ihren Toren tummelt; Lustmörder aber ihr liebstes Kind, umhegt, gepflegt und im Detail beschrieben«.<sup>3</sup> Zweitens reflektiert der Text schon im ersten Satz seinen eigenen Titel und verweist darauf, dass dieser »der Lust am Wortspiel, der Faszination des unsinnigen Lust-

<sup>1</sup> Vgl. dazu Michael Schetsche, Der Wille, der Trieb und das Deutungsmuster vom Lustmord, in: Frank J. Robertz/Alexandra Thomas (Hg.), Serienmord. Kriminologische und kulturwissenschaftliche Skizzierungen eines ungeheuerlichen Phänomens, Bonn 2004, S. 346–364, hier S. 346.

<sup>2</sup> Friedemann Pfäfflin, Zur Lust am Lustmord, in: *Der Nervenarzt* 53 (1982), S. 547–550, hier S. 547.

<sup>3</sup> Ebd.

worts Lustmord<sup>4</sup> entsprungen sei, womit zumindest der zweischneidige, doppeldeutige Begriff Lustmord dem Bereich der unnützen (Fach-)Wörter zugeordnet wird.

Ausgehend vom Befund der Aufsässigkeit und der Doppelsinnigkeit des Ausdrucks Lustmord werden im Folgenden die epistemologischen Hintergründe der Entstehung des Begriffs untersucht, der sich in den 1880er-Jahren etablierte und infolgedessen einen kometenhaften Aufstieg in Sexualwissenschaft, Forensik und ferner auch als Sujet ästhetischer Verarbeitungen erlebte. Weiter wird das sprachliche Phänomen des spielerisch-lustvollen Terminus ›Lustmord‹ fokussiert, der einerseits mit seinem schlagworthafoten Charakter gewiss für die Durchsetzungskraft des Phänomens mitverantwortlich war, andererseits bereits noch zu seiner Blütezeit Gegenstand literarischer Reflexion, so beispielsweise in Robert Musils *Der Mann ohne Eigenschaften*, wird. Bei näherer Betrachtung der Begriffsgeschichte wird außerdem deutlich, dass es sich zwar um ein neues Fachwort handelt, das aber die der Kriminalpsychologie bereits seit Beginn des 19. Jahrhunderts bekannte Erscheinung des Zusammenfallens von Bludurst und Wollust beschreibt. Dieses Verwandtschaftsverhältnis wiederum wird bei Gotthilf Heinrich Schubert auf ein sprachliches Missverständnis und sprach-historisch-etymologische Begebenheiten zurückgeführt. Diese Theorie, so meine im Folgenden ausgeführte These, wird literarisch in Heinrich von Kleists *Penthesilea* aufgenommen und im Reimpaar ›Küsse und Bisse‹ auf die Spitze getrieben.

## I. Lustmord in Sexualwissenschaft und Forensik (1884–1930)

In einem forensischen Zusammenhang scheint der Begriff Lustmord erstmals in der Studie *Die Psychologie des Verbrechens* des Tübinger Oberamtsarztes August Krauss aus dem Jahr 1884 verwendet zu werden. Krauss nimmt unter der Überschrift »Der Lustmord<sup>5</sup> Bezug auf Fälle, die in der knapp zehn Jahre zuvor erschienenen Untersuchung *Die Psychologie des Mordes* des Rechtswissenschaftlers Franz von Holtzendorff zwar bereits erwähnt, aber weder näher beschrieben noch unter dem Terminus Lustmord geführt werden.

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> August Krauss, *Die Psychologie des Verbrechens. Ein Beitrag zur Erfahrungsseelenkunde*, Tübingen 1884, S. 329.

Holtzendorff konstatiert bei seinen Ausführungen zu einer psychologischen Begründung von Tötungsdelikten, dass »geschlechtliche Triebfedern«<sup>6</sup> neben ökonomischen Beweggründen zu den häufigsten Ursachen von Verbrechen zählten. Auf der »Grundlage geschlechtlicher Verhältnisse« sieht er, neben den Motiven der Eifersucht, der Verletzung des geschlechtlichen Ehrgefühls und der Verzweiflung Liebender, den »Beweggrund unzüchtiger Liebe, welcher sich in einer Anzahl äusserlich verschiedener Mordthaten ausprägen«<sup>7</sup> könne. Weiter führt er an, dass »[s]chon die ältere Criminalpsychologie [...] auf den häufiger hervortretenden Zusammenhang zwischen geschlechtlicher Ausschweifung und blutdürstiger Grausamkeit hingewiesen«<sup>8</sup> habe. Die »Psychologie« sieht er angesichts solcher Verbrechen grundsätzlich mit der Frage konfrontiert, ob sie »als Grund der Tötung einen durch Geschlechtsreize unnatürlicher Art hervorgerufenen Blutdurst oder die Furcht vor Entdeckung und Strafe anzusehen«<sup>9</sup> habe.

Krauss klassifiziert nun die Tötungen, die Holtzendorff bloß in Zusammenhang mit den daraus resultierenden Herausforderungen für die Kriminalpsychologie erwähnt, als Lustmorde, er gibt dabei aber keine Definition dieses Terminus an. Der nur rund zwölf Zeilen umfassende Absatz zu Lustmord erscheint in der Studie Krauss' im zweiten Teil des Buches zu »Verbrechen in seinen Charakterformen«<sup>10</sup> unter dem Punkt »Mord nach Motiven«.<sup>11</sup> Die Mordmotive werden in individuelle und soziale aufgeteilt, während »geschlechtliche Impulse« (bzw. sexuelle Motive) eines von vier individuellen Mordmotiven bilden, neben Eigennutz, Raub und Rache. Unter den sexuellen Motiven des Mords finden sich »[n]ur zwei dem Sexualismus spezifisch eigenthümliche Mordformen«<sup>12</sup> – die meisten anderen seien identisch mit denen, die aus allgemeinen Antrieben entstünden – nämlich der erotische Doppelselbstmord und der Lustmord. Als Desiderat hält Krauss fest, dass bis jetzt eine »eingehende Darstellung eines oder mehrerer solcher Fälle nicht vorhanden«<sup>13</sup> sei.

Als weiterer Beleg dafür, dass der Begriff Lustmord ab den 1880er-Jahren erstmals für ein sexuell motiviertes Verbrechen verwendet wird, kann der

<sup>6</sup> Franz von Holtzendorff, *Die Psychologie des Mordes*, Berlin 1875, S. 18.

<sup>7</sup> Ebd., S. 19.

<sup>8</sup> Ebd., S. 19f.

<sup>9</sup> Ebd., S. 20.

<sup>10</sup> August Krauss, *Psychologie des Verbrechens*, S. 243.

<sup>11</sup> Ebd., S. 317.

<sup>12</sup> Ebd., S. 325.

<sup>13</sup> Ebd., S. 330.

Eintrag im zwölften Band des *Grimm'schen Wörterbuchs* von 1885 gelten, der Lustmord als »mord aus wollust« definiert und betont, dass dies ein »neuerdings aufgekommenes wort«<sup>14</sup> sei. Dieses Urteil unterstützt auch Pfäfflin, der in einer kurzen sprachhistorischen Untersuchung festhält, dass sich in Daniel Sanders *Wörterbuch der deutschen Sprache*<sup>15</sup> aus dem Jahr 1876 noch kein Eintrag unter dem Lexem Lustmord finden lasse.<sup>16</sup> Dem ist allerdings hinzuzufügen, dass der Schriftsteller und Historiker Adolf Stahr den Begriff bereits 1854 im dritten Band seiner Trilogie *Ein Jahr in Italien* verwendet, wenn auch in einem anderen Kontext: Angesichts von Mosaikdarstellungen in der Villa Borghese in Rom, die »Gladiatoren- und Thierkämpfe« zeigen, spricht er von »Lustmordkämpfer[n]«.<sup>17</sup> In der Bedeutung liegt die Bezeichnung Lustmord an dieser Stelle wohl aber näher beim Terminus Mordlust, was das Grimm'sche Wörterbuch als »lust zum mord« an sich, also jenseits und unabhängig von sexueller Lust, definiert.<sup>18</sup>

Beiden von Krauss formulierten Desideraten – einer Definition von Lustmord und der Darstellung entsprechender Fälle – kommt Richard von Krafft-Ebing mit seiner im Jahr 1886 erstmals erschienenen Studie *Psychopathia sexualis* und deren zahlreichen Folgeausgaben mehr als nach. Die Bedeutung, die Krafft-Ebing innerhalb der modernen Sexualwissenschaft zu kommt, ist zwar umstritten. Während er lange Zeit neben Sigmund Freud und Iwan Bloch zu einem der Wegbereiter der Sexualmedizin zählte, wurde ihm dieser Rang nach und nach aberkannt.<sup>19</sup> Krafft-Ebing kann aber ins-

<sup>14</sup> Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, Bd. 12, Leipzig 1885, Sp. 1348. Als Referenztexte werden an dieser Stelle Zeitungsartikel aus dem *Leipziger Tageblatt* vom 5. November 1880 und aus dem *Berliner Tageblatt* vom 13. April 1881 angegeben. Vgl. dazu weiter Amber Aragon-Yoshida, Lustmord and Loving the Other. A History of Sexual Murder in Modern Germany and Austria (1873–1932), Electronic Theses and Dissertations Paper 551, St. Louis 2011, S. 27f. Die fundierte, quellengestützte Untersuchung von Aragon-Yoshida zeigt auf, dass sich beide Zeitungsartikel auf eine Mordserie beziehen, die sich zwischen 1878 und 1882 im Großraum Bochum ereignete und der acht Frauen, meist Dienstmädchen, die sexuell missbraucht und stranguliert wurden, zum Opfer fielen.

<sup>15</sup> Daniel Sanders, *Wörterbuch der Deutschen Sprache*. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart, Leipzig 1876. Es handelt sich hierbei allerdings um einen unveränderten Abdruck der zwischen 1860 und 1865 entstandenen Ausgabe.

<sup>16</sup> Vgl. Friedemann Pfäfflin, Lust am Lustmord, S. 548.

<sup>17</sup> Alfred Wilhelm Theodor Stahr, *Ein Jahr in Italien*. 2., durchges. Aufl., dritter Theil, Oldenburg 1854, S. 95.

<sup>18</sup> Deutsches Wörterbuch, Bd. 12, Sp. 2559.

<sup>19</sup> Vgl. Heinrich Ammerer, Am Anfang war die Perversion. Richard von Krafft-Ebing. Psychiater und Pionier der modernen Sexualkunde, Wien u.a. 2011, S. 258. Vgl. zu der Forschungs- und Rezeptionsgeschichte zu Krafft-Ebings Person und Wirken ebd., S. 370–374. Ammerer zeigt auf, dass Krafft-Ebings Einfluss auf die Sexualwissenschaft ab den

fern als Pionier gelten, als er genau das tut, was Krauss in seiner Untersuchung gefordert hatte, nämlich in dem Sinne,

als er sich als Erster systematisch mit dem gesamten Feld der Sexualität auseinandersetzte und die Sexualkunde sowohl in der Wissenschaft wie auch in der Laienwelt publikumswirksam etablierte. Er begründete die Methodensystematik von Definition, Anamnese und Therapie sexueller Krankheitsbilder und darf als Systematiker und Therapeut jedenfalls für sich beanspruchen, mit seinen einschlägigen Forschungen zu einer Bekanntheit gelangt zu sein und eine Wirkung erzielt zu haben, die bis dahin beispiellos waren.<sup>20</sup>

Für den Lustmord als ein sich gerade erst etablierender forensischer Begriff bedeutet dies, dass er in der angesprochenen Methodensystematik nicht von Anfang an seinen festen Platz bzw. seine sichere Definition hat, sondern diesen erst nach und nach erhält.<sup>21</sup> Während Lustmord seit der ersten Ausgabe der *Psychopathia sexualis* als Produkt einer »Wollust, potenziert als Grausamkeit«<sup>22</sup> beschrieben wird, tritt ab den frühen 1890er-Jahren für diese und andere Erscheinungen der Oberbegriff »Sadismus«<sup>23</sup> auf.

---

1950er-Jahren als groß und negativ gewertet wurde, da die »psychologische und sexologische Historiographie [...] vornehmlich von Forschern besetzt war, die dem psychoanalytischen Paradigma nahestanden« und die Krafft-Ebing »tendenziös als Büttel der viktorianischen Moralverkrustung darstellten« (ebd., S. 370f.). Seit Mitte der 1990er-Jahre fördere eine jüngere Forschung eine differenzierte Sicht zutage, was auch mit der überraschenden Entdeckung des Privatnachlasses Krafft-Ebings in dieser Zeit in Zusammenhang stünde (vgl. ebd., S. 371).

<sup>20</sup> Ebd., S. 259.

<sup>21</sup> Vgl. zu den verschiedenen Ausgaben der *Psychopathia sexualis* und den von Krafft-Ebing vorgenommenen Umarbeitungen im Kontext eines sich gerade erst konstituierenden Wissens um Lustmord: Vf., ›Nach dem berüchtigten Jack der Aufschlitzer so benannt.‹ Die Gattung des Aufschlitzer-Mordes im Lustmord-Narrativ in Richard von Krafft-Ebings *Psychopathia sexualis* (1886–1903), in: Katharina Alsen/Nina Heinsohn (Hg.), Bruch-Schnitt-Riss. Deutungspotenziale von Trennungsmetaphorik in den Wissenschaften und Künsten, Hamburg u.a. 2014, S. 365–379.

<sup>22</sup> Richard von Krafft-Ebing, *Psychopathia sexualis. Eine klinisch-forensische Studie*, Stuttgart 1886, S. 36.

<sup>23</sup> Ders., *Psychopathia sexualis. Mit besonderer Berücksichtigung der conträren Sexualempfindung. Eine klinisch-forensische Studie*. Achte, verbesserte und theilweise vermehrte Auflage, Stuttgart 1893, S. 57. In einer Fußnote gibt Krafft-Ebing an gleicher Stelle die folgende Begriffserklärung zu Sadismus: »So genannt nach dem berüchtigten Marquis de Sade, dessen obscöne Romane von Wollust und Grausamkeit triefen. In der französischen Literatur ist der Ausdruck ›Sadismus‹ zur Bezeichnung dieser Perversion eingebürgert.« Erstmals wird der Begriff in der 1890 erschienenen Zusatzstudie *Neue Forschungen auf dem Gebiet der Psychopathia sexualis* verwendet. Vgl. dazu Volkmar Sigusch, Geschichte der Sexuawissenschaft, Frankfurt a.M. 2008, S. 179.

Als Beispiel eines »erdachten vollkommen weiblichen Sadismus«<sup>24</sup> fungiert für Krafft-Ebing dabei Heinrich von Kleists *Penthesilea*. Unabhängig davon bleibt bis zur zwölften Ausgabe, derjenigen letzter Hand, die Zuordnung des Lustmords in das Oberkapitel: »Paraesthesia [Perversion, Anm. von JB] der Geschlechtsempfindung«<sup>25</sup> bestehen. Infolgedessen wird der Lustmordbegriff in der Sexualpathologie, beispielsweise bei Magnus Hirschfeld, sowie in der Kriminologie, beispielsweise bei Erich Wulffen, weiter ausdifferenziert.<sup>26</sup> Die Definition Krafft-Ebings bleibt aber im Großen und Ganzen die gleiche. So findet sich im vom Wiener Institut für Sexualforschung während der Jahre 1928–31 in mehreren Bänden herausgegebenen *Bilder-Lexikon der Erotik* unter dem Lexem ‚Lustmord‘ die folgende Begriffsbestimmung: »Darunter versteht man in der gerichtlichen Medizin die Tötung eines Menschen, bei der der Täter durch Akte von Grausamkeit, [...] sich eine sexuelle Befriedigung zu verschaffen sucht. Es ist dies jene Perversität [...], die man als Sadismus bezeichnet.«<sup>27</sup>

Dass der Lustmord über die forensische und sexualwissenschaftliche Diskussion hinaus aber auch Gegenstand zahlreicher ästhetischer Verarbeitungen ist, wird im Ergänzungsband des *Bilder-Lexikons* deutlich. Denn unter dem Lexem ‚Lustmord-Motiv‘ wird angegeben: »Lustmord-Motiv in Kunst und Literatur. Der Lustmord beschäftigt in ungemein starker Weise die Phantasie unserer Dichter und Graphiker.«<sup>28</sup> Auch wenn im *Bilder-Lexikon* ein breiter, beinahe schon kulturwissenschaftlich einzuordnender, Sexualitätsbegriff vorherrscht – so befasst sich der erste Band mit Kulturgeschichte, der zweite mit Literatur und Kunst und bloß der dritte mit Sexualwissenschaft – wird an dieser Stelle dennoch ersichtlich, dass sich die Diskussion um Lustmord nicht nur in der kriminologischen und sexualpathologischen Forschung abspielt, sondern sich diese auch in das Feld ästhetischer Verarbeitungen ausbreitet – und sich umgekehrt von Anfang an aus diesem Feld speist. So verweist Krafft-Ebing im Vorwort zur ersten Ausgabe der *Psycho-*

<sup>24</sup> Richard von Krafft-Ebing, *Psychopathia sexualis* 1893, S. 89.

<sup>25</sup> Ders., *Psychopathia sexualis*. Mit besonderer Berücksichtigung der conträren Sexualempfindung. Eine medicinisch-gerichtliche Studie für Ärzte und Juristen. Zwölftes, verbesserte und vermehrte Auflage, Stuttgart 1903, S. 64.

<sup>26</sup> Vgl. zum angesprochenen Ausdifferenzierungsprozess in den 1910er- und 1920er-Jahren Irina Gradinari, *Genre, Gender und Lustmord. Mörderische Geschlechterfantasien in der deutschsprachigen Gegenwartsprosa*, Bielefeld 2011, S. 44–47.

<sup>27</sup> Ludwig Altmann u.a. (Hg.), *Bilder-Lexikon der Erotik. Sexualwissenschaft*, Bd. III, Wien u.a. 1930, S. 520.

<sup>28</sup> Ludwig Altmann u.a. (Hg.), *Bilder-Lexikon der Erotik. Ergänzungsband*, Wien u.a. 1930, S. 422.

*pathia sexualis* darauf, dass »die Dichter bessere Psychologen sein [dürften], als die Psychologen und Philosophen von Fach«.<sup>29</sup>

## II. Die Lust am Lustmord – ein sprachliches Phänomen eines Doppelworts? (Krafft-Ebing – Musil)

Das in Pfäfflins Analyse angesprochene Faszinosum, das vom zusammenge- setzten Substantiv Lustmord ausgeht, gründet selbstverständlich nicht allein darin, dass sich damit bestens Wortspiele anstellen lassen. Vielmehr zeich- net sich hierbei eine Problematik ab, die dem Begriff Lustmord – und dem, was er zu bezeichnen sucht – *per se* innewohnt. Pfäfflin nennt die »Kombination von Lust und Mord in dem Wort Lustmord« gar »monströs«,<sup>30</sup> nicht zuletzt, da der Begriff suggeriere, der Mord geschehe aus Lust, wohingegen, so zeigten praktische Erfahrungen, es dem Täter immer eher darum gehe, nicht nur das Opfer, sondern auch die aufkeimende Lust totzuschlagen.<sup>31</sup> Dabei wäre, so Pfäfflin weiter, nur die sprachliche Konstruktion des Wortes näher zu betrachten und das Missverständnis ausgemerzt: Der Terminus Lustmörder bezeichne jemanden, der aus Lust morde. Setze man den Be- griff aber neben denjenigen des »Vatermörders«, werde auch die eigentliche Wortbedeutung klar: »Das erste Substantiv bezeichnet das Objekt, nicht das Motiv. Mir scheint, beim Lustmord gilt eben dies: gemordet wird die Lust.«<sup>32</sup> Zwar ist es an sich wenig erstaunlich, dass anfangs der 1980er-Jahre die beinahe hundertjährige Begriffsdefinition, wie sie sich bei Krafft-Ebing findet, mit Pfäfflins Verständnis von einem Sexualmord kollidiert. Dennoch wird aber an Pfäfflins Analyse des Kompositums Lustmord deutlich, dass das Faszinosum sowohl auf der Ebene des Kompositums, des unnützen Un-Wortes sozusagen, als auch auf derjenigen der monströsen Bedeutung liegt, zum einen also auf der Ebene des Signifikaten, zum anderen auf derjenigen des Signifikanten.

Zu einem ähnlichen Befund gelangt auch Clarisse in Robert Musils *Der Mann ohne Eigenschaften*. Arne Höckers treffliche These, wonach »die Figur des Lustmörders Moosbrugger in Musils Roman das literatur-ästhetische

<sup>29</sup> Richard von Krafft-Ebing, Vorwort zur ersten Auflage, in: Ders., *Psychopathia sexualis* 1893, S. III.

<sup>30</sup> Friedemann Pfäfflin, Lust am Lustmord, S. 547.

<sup>31</sup> Ebd.

<sup>32</sup> Ebd., S. 549.

Programm einer Poetik der Möglichkeit umsetz[e] und verkörper[e]«,<sup>33</sup> kann angesichts des Wortspiels, das Clarisse zu Lustmord und anderen ›Doppelwörtern‹ anstellt, dahingehend ergänzt werden, als die Poetik der Möglichkeit nicht nur in der Figur des Lustmörders umgesetzt wird, sondern dass sie dem Begriff Lustmord ohnehin schon inhärent ist. Die ›Doppelwörter‹ sind vorhergehend zu Clarisses Reflexion Gegenstand einer diesbezüglich prominenteren Passage des Romans, des Kapitels *Moosbrugger denkt nach*.<sup>34</sup> Die Ärzte legen an dieser Stelle dem Lustmörder Moosbrugger in Anlehnung an Eugen Bleulers *Lehrbuch der Psychiatrie*, das die eigentümliche Rede- und Denkweise des Epileptikers als »etwas Unklares, Unbestimmtes« definiert, in der die »Grenzen der Begriffe und Ideen verschwimmen«, wobei ein »Eichhorn« schon mal zu »ein[em] Hase[n] oder eine[r] Katze oder ein[em] Fuchs«<sup>35</sup> werden kann, das Bild eines Eichhörnchens vor.<sup>36</sup> Moosbrugger als »weitgereister Mensch« enthebt nun das Bleuler'sche Problem, wonach das gezeigte Tier für den Epileptiker nicht eindeutig als Hase, Katze oder Fuchs zu definieren sei, seiner pathologischen Dimension und transferiert es in den Bereich des Sprachlichen bzw. Dialektalen: Während man in manchen Regionen durchaus von einem »Eichkatzl« spräche, würde andernorts der Begriff »Baumfuchs«<sup>37</sup> verwendet. Weiter verweigert sich Moosbrugger aber, die Bezeichnung »Eichkatzl« ihres metaphorischen Charakters gemäß zu lesen – »es sollte bloß einmal einer versuchen, mit dem richtigen Ernst auf der Zunge und im Gesicht ›Die Eichenkatze‹ zu sagen«<sup>38</sup> – und zieht damit die bildlich-wörtliche Lesart des Doppelworts der Metapher vor.<sup>39</sup> Clarisse dient nun im Gespräch mit dem Dichter Meingast Lustmord als Beispiel für ein sogenanntes Doppelwort und sie treibt damit die bereits von

<sup>33</sup> Arne Höcker, Epistemologie des Extremen. Lustmord in Kriminologie und Literatur um 1900, München 2012, S. 201.

<sup>34</sup> Vgl. Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften. Erstes und Zweites Buch, hg. von Adolf Frisé, Hamburg<sup>20</sup>2005, S. 235–242.

<sup>35</sup> Eugen Bleuler, Lehrbuch der Psychiatrie, Berlin 1916, S. 334.

<sup>36</sup> Vgl. zu den Exzerpten, die Musil aus Bleulers Lehrbuch erstellt hat und zu den Übernahmen in den Roman Erhard von Büren, Zur Bedeutung der Psychologie im Werk Robert Musils, Zürich 1970, S. 120f.; vgl. Fred Lönker, Der Fall Moosbrugger: zum Verhältnis von Psychopathologie und Anthropologie in Robert Musils ›Der Mann ohne Eigenschaften‹, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 47 (2003), S. 280–302, hier S. 283; vgl. Stefan Howald, Ästhetizismus und ästhetische Ideologiekritik. Untersuchungen zum Romanwerk Robert Musils, München 1984, S. 208.

<sup>37</sup> Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften, S. 240.

<sup>38</sup> Ebd.

<sup>39</sup> Vgl. dazu auch Alexander Honold, Die Stadt und der Krieg. Raum- und Zeitkonstruktionen in Robert Musils Roman ›Der Mann ohne Eigenschaften‹, München 1995, S. 404f.

Moosbrugger vorgenommenen »Wortspiele[ ]«<sup>40</sup> um die Kontextualisierung und Dekontextualisierung der Komposita auf die Spitze: »Das [Anziehen, Anm. von JB] ist so ein Doppelwort« erklärte sie. »Es gibt auch andere: Lust-mord zum Beispiel.«<sup>41</sup> Grundsätzlich können die Komposita An-ziehen und Lust-mord allein aufgrund ihrer Zusammengesetztheit als Doppelworte gelten. Clarisse geht es bei ihrer Definition aber vielmehr um die doppelte bzw. mehrfache Bedeutung, die die beiden Begriffe haben können. So gibt sie an, dass sie einerseits »Walter in einer Weise anziehe«<sup>42</sup> und sich andererseits rascher »anzuziehn vermag als ein Mann«.<sup>43</sup> Ähnliches gilt für den Lustmord – wenn die Krafft-Ebing'sche Bedeutung durch den Fall des Prostituiertenmörders Moosbrugger im Roman prominent vertreten wird, gibt Clarisse in einer Diskussion um ihre Frigidität an, dass sie selbst zum Lustmörder werden würde, wenn sie ihren Mann »gewähren ließe«.<sup>44</sup> Da sie im Gegensatz zu ihren Freundinnen nicht in den Armen eines Mannes vergehen kann und sie weiter »der Lust der Männer nicht erlaubt, sich von ihnen zu trennen und [ihre] Lust zu werden«,<sup>45</sup> meint ihr Wortgebrauch an dieser Stelle auch mehr ein Töten der Lust als ein Töten aus Lust; dies ganz im Sinne des Monitums von Pfäfflin, wonach Lust nicht das Motiv, sondern das Objekt des Mordes bezeichnet.

Ein Blick zurück an die Stelle, an der der Lustmord seine Definition und Systematik erfährt – in Krafft-Ebings *Psychopathia sexualis* – zeigt zweierlei. Einerseits sind im Kontext des bereits angesprochenen Systematisierungsprozesses Zuordnungen, Zuschreibungen und somit auch Begrifflichkeiten wie Lustmord oder Sadismus von großer Wichtigkeit. Andererseits zeigt sich gerade am Begriff Lustmord auch, dass das Konzept als solches ein schon länger beschriebenes und reflektiertes ist und dass im Falle des Lustmords die Ambiguität gerade nicht nur an die Erscheinungen rund um das »Doppelwort« gekoppelt, sondern dem Phänomen schon eigen ist, das es zu beschreiben sucht.

Die Darlegung der Lustmord-Theorie in der *Psychopathia sexualis* gründet auf einem Beispiel, das als »[a]m grässlichsten, aber auch am bezeichnendsten für den Zusammenhang zwischen Wollust und Mordlust«<sup>46</sup> angese-

<sup>40</sup> Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften, S. 920.

<sup>41</sup> Ebd., S. 919.

<sup>42</sup> Ebd., S. 918.

<sup>43</sup> Ebd., S. 919.

<sup>44</sup> Ebd., S. 921.

<sup>45</sup> Ebd., S. 920.

<sup>46</sup> Richard von Krafft-Ebing, *Psychopathia sexualis* 1886, S. 38.

hen wird. Krafft-Ebing dient hierbei das beinahe 80 Jahre alte Fallbeispiel des Mädelenschlächters Andreas Bichel, welches er aus den *merkwürdigen Criminal-Rechtsfällen* des renommierten Rechtsglehrten Paul Johann Anselm Feuerbach aus dem Jahr 1811 übernimmt. Bichel hatte in den Jahren 1806 und 1808 zwei Mädchen getötet. Die Lesart der Morde, wonach Wollust und Mordlust zusammenfallen und für das Verbrechen ursächlich sind, findet sich an dieser Stelle bereits angelegt:<sup>47</sup>

Daß Bichel auch wollüstige Absichten auf die unglücklichen Mädelchen gehabt, oder an ihnen befriedigt habe, wurde zwar auf wiederholtes Befragen stets von ihm geläugnet. Aber seine Neugier nach der inneren Beschaffenheit eines weiblichen Körpers, seine bis zum Zittern gesteigerte Lust nach dem Genusse des noch rauchenden Fleisches der Ermordeten, endlich die allgemeine Erfahrung, wie genau Wollust und Blutdurst mit einander verbunden sind: \*) alles dieses macht es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Geschlechtsslust, wenigstens verborgen auf den Entschluß des Mordes, und auf die Art der Ausführung desselben mitgewirkt habe.<sup>48</sup>

Um die Verbindung von Wollust und Blutdurst plausibel darzulegen, nimmt Feuerbach in einer Fußnote Bezug auf die beiden indischen Gottheiten Siwah und Durga. Es geht dabei deziert darum, eine Belegstelle für die bloße Existenz eines Verwandtschaftsverhältnisses von Wollust und Blutdurst anzuführen, das anstelle einer Erklärung fungieren kann, wobei es selbst unerklärt bleibt.

\*) Siwah und Durga sind zwei verwandte indische Gottheiten, jene Sinnbild des Todes, diese der Wollust; jene gefeiert durch blutige Menschenopfer, diese durch bacchantische Zügellosigkeit. So ist selbst in orientalischen Mythen diese seltsam schreckliche, noch nie erklärte, Verwandtschaft zwischen Blutdurst und Wollust ausgesprochen.<sup>49</sup>

<sup>47</sup> Vgl. zu diesem Umstand Arne Höcker, »Die Lust am Text«. Lustmord und Lustmord-Motiv, in: Susanne Komfort-Hein/Susanne Scholz (Hg.), *Lustmord. Medialisierungen eines kulturellen Phantasmas um 1900*, Königstein/Taunus 2007, S. 37–51, hier S. 45. An anderer Stelle wird dies hingegen nicht thematisiert, sondern lediglich die innovative Sichtweise Kraft-Ebings hervorgehoben. Vgl. Susanne Komfort-Hein/Susanne Scholz, *Lustmord – zu einem kulturellen Phantasma um 1900*, in: Diess., *Lustmord. Medialisierungen eines kulturellen Phantasmas um 1900*, Königstein/Taunus 2007, S. 7–18, hier S. 9; vgl. Hania Siebenpfeiffer, »Böse Lust«. Gewaltverbrechen in Diskursen der Weimarer Republik, Köln 2005, S. 187.

<sup>48</sup> Paul Johann Anselm Feuerbach, Andreas Bichel der Mädelenschlächter, in: Ders., *Merkwürdige Criminal-Rechtsfälle*, Bd. II, Gießen 1811, S. 3–30, hier S. 29f.

<sup>49</sup> Ebd., S. 29. Feuerbach ruft damit einen Mythos auf, den er, dafür sprechen die teilweise wörtlichen Übernahmen, in Friedrich Schlegels Schrift *Ueber die Weisheit und Sprache der Indier* vorfindet. Friedrich Schlegel, *Ueber die Weisheit und Sprache der Indier*. Ein Beitrag zur Begründung der Althertumskunde, Heidelberg 1808, S. 119: »Bald als allver-

Dem Phänomen, das später unter dem »Doppelwort« Lustmord gefasst werden wird, ist bereits hier eine zweischneidige Bedeutung inhärent, indem die im Grunde als diametral gegensätzlich erachteten Begriffe von Blutdurst und Wollust als verwandtschaftlich und zusammengehörig erachtet werden.

### III. Gotthilf Heinrich Schuberts ›ganz andre Sprache‹ ...

Zu der Zeit, in der Feuerbach die merkwürdigen Kriminalrechtsfälle verfasst, taucht das Begriffspaar aber nicht nur in Zusammenhang mit den beiden indischen Gottheiten auf. So wird in Gotthilf Heinrich Schuberts *Symbolik des Traumes* aus dem Jahr 1814 unter Rückbezug auf den schwedischen Mystiker Emanuel Swedenborg »die schon längst anerkannte Verwandschaft der Wollust (Fleischeslust) und Mordlust«<sup>50</sup> festgestellt und zu großen Teilen als sprachlich bedingte Erscheinung angesehen, die mehrfach auch als Sinnbild dafür herangezogen wird, dass im Traum, wie Freud rückblickend auf die Schubert'sche Studie rund hundert Jahre später konstatieren wird, »ein Ding [...] sein Gegenteil bedeuten könne«.<sup>51</sup>

In Schuberts Werk geht es grundsätzlich um die Ergründung der Sprache des Traums, die sich deutlich von derjenigen des Wachzustands unterscheidet: »Im Traume, und schon in jenem Zustande des Deliriums, der meist vor dem Einschlafen vorhergeht, scheint die Seele eine ganz andre Sprache

---

nichtende Zerstoerung aufgefaßt, bald als Zeugungskraft der Natur als eines unendlichen Thieres, bietet uns der Dienst des Sivo, und der furchtbare Durga, Bilder des Todes und der Wollust, blutige Menschenopfer und bakchantische Zueglosigkeit in einem grausen Gemisch dar.« Zur Bedeutung von Schlegels Studie im Kontext der sich gerade erst herausbildenden wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Orient vgl. Christine Maillard, »Indiomanie« um 1800: ästhetische, religiöse und ideologische Aspekte, in: Charis Goer/ Michael Hofmann (Hg.), *Der Deutschen Morgenland. Bilder des Orients in der deutschen Literatur und Kultur von 1770–1850*, München 2008, S. 67–84, hier S. 69 und vor allem S. 73; vgl. Andrea Polaschegg, *Der andere Orientalismus. Regeln deutsch-morgenländischer Imagination im 19. Jahrhundert*, Berlin 2005, S. 179–191.

<sup>50</sup> Gotthilf Heinrich Schubert, *Die Symbolik des Traumes*, Bamberg 1814, S. 123. Das zeitgenössische Verständnis von ›Mordlust‹ ist identisch mit demjenigen, das im Grimm'schen Wörterbuch von 1885 dargelegt wird. Auch bei Campe wird ›Mordlust‹ als »die Lust zu morden« (Johann Heinrich Campe, *Wörterbuch der Deutschen Sprache. Dritter Theil L–R*, Braunschweig 1809, S. 346) definiert.

<sup>51</sup> Sigmund Freud, Über den Gegensinn der Urworte (1910), in: Ders., *Gesammelte Werke VIII. Werke aus den Jahren 1909–1913*, hg. von Anna Freud, London 1943, S. 214–221, hier S. 214.

zu sprechen als gewöhnlich.<sup>52</sup> Diese Traumsprache wird als eine symbolische oder bildhafte verstanden, die im Gegensatz zu der sogenannten Wortsprache des wachen Zustands steht und ferner als die Sprache des ursprünglichen Menschen gilt.<sup>53</sup> Die Trennung zwischen der Wortsprache und der Sprache des Traums evoziert eine Vielzahl von »Mißverständnisse[n]<sup>54</sup> und »Täuschung[en]«.<sup>55</sup> Sie wird im Kapitel */v/on einer babylonischen Sprachenverwirrung*<sup>56</sup> als »Sprachenkatastrophe«<sup>57</sup> bezeichnet und auf den Umstand zurückgeführt, dass sich die Interessen der Menschen nach und nach vermehrt auf eine sinnlich gegebene Außenwelt verlagert hätten.<sup>58</sup> Die für diese Verwechslungen verantwortliche Verschiebung wird folgendermaßen beschrieben: »Die uns umgebende Sinnenwelt sollte [...] Symbol, bildlicher Ausdruck der höheren Region, und des Gegenstandes unserer geistigen Neigung seyn. Durch eine optische Täuschung ist aber der Schatten zum Urbild, dieses zum Schatten seines Schattens geworden«.<sup>59</sup> Die Sinnenwelt wird als Ausdruck der geistigen Welt angesehen. Durch eine optische Täuschung, die sich aber *per definitionem* nicht nur auf die Optik, sondern immer auch auf die Sprache bezieht, da es sich bei den Bildern um keine ‚reinen‘ Bilder, sondern dezidiert um den bildlichen Ausdruck, um eine bildhafte Sprache handelt, verschieben sich die Wortbedeutungen. Dabei geht der ursprüngliche Sinn verloren: »Die sinnlichen Eigenschaften jener (symbolischen) Gestalten, erscheinen uns als ihre Bedeutung, der ursprüngliche Sinn derselben ist uns erloschen; umgekehrt sehen wir dagegen die Gegenstände der geistigen Region zum Bilde und Symbol der Gegenstände unserer sinnlichen Neigung herabgewürdigt [...].«<sup>60</sup> Diese »alte Verwechslung« hat »das Aeußere zum Innern, das Niedere zum Höheren und umgekehrt gemacht«.<sup>61</sup>

Diese Verkehrung des ursprünglichen Sinns und der Bedeutungen wird nun auch auf der Ebene der artikulierten Sprache ersichtlich, wie Schubert unter

<sup>52</sup> Gotthilf Heinrich Schubert, *Symbolik des Traumes*, S. 1.

<sup>53</sup> Vgl. für eine prägnante inhaltliche Übersicht der *Symbolik des Traumes* Otto Friedrich Bollnow, *Zwischen Philosophie und Pädagogik. Vorträge und Aufsätze*, Aachen 1988, S. 158–163.

<sup>54</sup> Gotthilf Heinrich Schubert, *Symbolik des Traumes*, S. 73.

<sup>55</sup> Ebd., S. 77.

<sup>56</sup> Vgl. ebd., S. 71–98.

<sup>57</sup> Ebd., S. 81.

<sup>58</sup> Otto Friedrich Bollnow, *Philosophie und Pädagogik*, S. 159.

<sup>59</sup> Gotthilf Heinrich Schubert, *Symbolik des Traumes*, S. 77.

<sup>60</sup> Ebd.

<sup>61</sup> Ebd.

Rückgriff auf »[e]ine neuere, tiefer gehende Sprachforschung«<sup>62</sup> ausführt. Er gibt an, dass »Worte, welche ganz entgegengesetzte Begriffe bezeichnen, aus einer und derselben Wurzel hervorgehen«,<sup>63</sup> wobei sich dies dadurch bemerkbar macht, dass diese Worte gleichlautend sind. Als Beispiel für dieses Phänomen fungiert das einander auf der Bedeutungsebene diametral entgegengesetzte Begriffspaar warm und kalt:

So sind die Worte, welche warm und kalt bezeichnen, nicht nur noch jetzt in mehreren Sprachen *gleichlautend*: z.B. Caldo, was im Italienischen warm bedeutet, ist gleichlautend mit unserem kalt; sondern selbst in einer und derselben Sprache, gehen die Worte für kalt und warm aus einer und derselben Wurzel hervor (gelu, gelidus, Kälte, kalt, mit caleo, calidus, warm) und der Gott des heißen Südens ist aus dem kalten Norden geboren.<sup>64</sup> [Hervorh. im Zitat durch Kursivdruck von JB]

Es ist anzunehmen, dass sich Schubert hierbei auf den Jenaer Philologen und Lyriker Friedrich Rückert bezieht. Rückert legte im Jahre 1811 eine Schrift mit dem Titel *Dissertatio philologico-philosophica de idea philologiae* vor, die unter Absatz XXI die teilweise so unterschiedlichen Bedeutungen ähnlich lautender oder reimender Begriffe darin begründet sieht, dass sie ursprünglich aus der gleichen Wurzel stammen und sich die einzelnen Wörter entgegengesetzt entwickelt hätten, was ihre Bedeutung angeht.<sup>65</sup> An ungleichen Wortpaaren wie ›legen‹ und ›regen‹ oder ›rege‹ und ›träge‹ oder ›innig‹ und ›minnig‹ treten Gegensatz und Verwandtschaft gleichermaßen zutage: »Der Reim ist die Polarität der Bestandteile der Sprache, bzw. die Freundschaft, die zwischen den einzelnen Wörtern wirkt. Der Gegensatz und die Verwandtschaft der Buchstaben sind auch der Gegensatz und die Verwandtschaft der Idee.«<sup>66</sup>

<sup>62</sup> Ebd., S. 78.

<sup>63</sup> Ebd.

<sup>64</sup> Ebd.

<sup>65</sup> Das zeitgenössische Verständnis von Reim kann als äquivalent zu Gleichklang angesehen werden. So wird in Adelungs Wörterbuch denn auch als erste Definition unter dem Lexem ›Reim‹ angegeben, es handle sich dabei um »ähnlich klingende Wörter« (Johann Christoph Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, Bd. 3 M-Scr, Wien 1811, Sp. 1053).

<sup>66</sup> Ich zitiere an dieser Stelle nach der deutschen Übersetzung des lateinischen Textes in der folgenden Publikation: Claudia Wiener, Friedrich Rückerts ›De idea philologiae‹ als dichtungstheoretische Schrift und Lebensprogramm, Schweinfurt 1994, S. 193. Vgl. zu Rückerts *Dissertatio* und deren Bedeutung für die Begründung einer Etymologie im Allgemeinen Stefan Willer, Poetik der Etymologie. Texturen sprachlichen Wissens in der Romantik, Berlin 2003, S. 172–199, für die hier behandelte Frage nach Wurzel und Reim vgl. ebd. S. 185–188.

Bezeichnenderweise wird das ›sprachwissenschaftliche‹ Erklärungsmuster der gemeinsamen Wortwurzel mittels eines stärker personalisierten, auf einen Mythos bezogenen Begründung eingeholt: Der Gott des warmen Südens stammt eigentlich aus dem kalten Norden. Insofern ähnelt das Vorgehen Schuberts an dieser Stelle demjenigen Feuerbachs, der in einer Fußnote auf die orientalische Sage von Siwah und Durga sowie auf den antiken Bacchusmythos Bezug nimmt, um die Verbindung von Wollust und Blutdurst zu illustrieren. Schuberts Analyse geht dabei aber an einem entscheidenden Punkt in eine andere Richtung als diejenige Feuerbachs. Während Feuerbach in einem kriminalpsychologischen Kontext den Mythos bemüht, um die nur schwer zu ergründenden Triebfedern eines merkwürdigen Verbrechens plausibel darzulegen, liegt bei Schubert der Fokus auf der sprachlichen Bedeutung im Allgemeinen. Denn schon den Wörtern an sich, obschon bei ihren Wurzeln gepackt und somit auf die ureigene, ursprüngliche Bedeutung zurückgeworfen, ist die Doppeldeutigkeit inhärent – der alte Mythos dient dabei als Verdeutlichung dieses Umstandes. Zum Abschluss des Abschnittes, der eine kurze etymologische Erklärung für die vorhergehend illustrierte Figur der Verdrehung einer Wortbedeutung ins Gegenteil gibt, wird bezeichnenderweise wiederum auf Swedenborg Bezug genommen: »wie nach Swedenborg aus sinnlicher Liebe jenseits der grimigste Haß geboren wird«.<sup>67</sup>

Es kann festgehalten werden, dass von Schubert ein sprachliches Missverständnis konstatiert wird, dessen Ursprung er grundsätzlich darin sieht, dass die symbolische, ursprüngliche Sprache nicht mehr fehlerfrei gelesen werden kann und es daher zu Missdeutungen kommt. Diese Problematik findet sich jedoch nicht nur auf der Deutungsebene, sondern auch auf derjenigen der artikulierten Sprache. Unter Rückgriff auf etymologische Analysen wird sie dadurch erklärt, dass Begriffe, die entgegengesetzte Bedeutungen haben, aus der gleichen Wortwurzel stammen und dass ihnen so ein Verwandtschaftsverhältnis inne ist, was den Wortlaut angeht. Dieser Punkt der Verschränkung einer Traumforschung, die Vorbilder bereits in der Antike hat,<sup>68</sup> mit einer zeitgemäßen Sprachforschung ist als Besonderheit der *Symbolik des Traumes* hervorzuheben. Diesem sprachlich-etymologischen Erklärungsmuster schließt sich bei Schubert noch ein weiteres an: Im Kapitel

<sup>67</sup> Gotthilf Heinrich Schubert, *Symbolik des Traumes*, S. 78.

<sup>68</sup> Vgl. zu den Vorläufertexten der *Symbolik des Traumes* Walter Hinderer, Traumdiskurse und Traumtexte im Umfeld der Romantik, in: Gabriele Brandstetter/Gerhard Neumann (Hg.), *Romantische Wissenspoetik. Die Künste und die Wissenschaften um 1800*, Würzburg 2004, S. 213–242, hier S. 216f.

[d]ie Echo<sup>69</sup> wird die sprachliche Problematik als in Zusammenhang stehend mit einem krankhaften Zustand des Nervensystems verstanden.<sup>70</sup>

#### IV. ... und Penthesileas radikale Auslegung

Wilhelm Lechner zieht in seiner im Jahre 1911 erschienenen Studie über Schuberts Einfluss auf die zeitgenössische Literatur bereits eine Parallele zwischen der *Symbolik des Traumes* und Heinrich von Kleists *Penthesilea* (1808).<sup>71</sup> Den »Umschlag ihrer [Penthesileas, Anm. von JB] unermeßlichen

<sup>69</sup> Vgl. ebd., S. 99–164.

<sup>70</sup> Vgl. Heinz Schott, Narziss und Echo: Über Tod und Wiedergeburt in der medizinischen Anthropologie der Romantik, in: Dietrich von Engelhardt (Hg.), Sterben und Tod bei Heinrich von Kleist und in seinem historischen Kontext, Beiträge zur Kleist-Forschung 18 (2004), Würzburg 2006, S. 45–54, hier S. 48. Eine pathologische Lesart eines Zusammenfalls von Blutdurst und Fleischeslust findet sich auch in medizinischen Texten der Zeit. So übernimmt Schubert beispielsweise aus Johann Christian Reils *Rhapsodieen über die Anwendung der psychischen Curnmethode auf die Geisteserrüttungen* die Krankengeschichte einer schwangeren Frau, die ihren Ehemann tötet und dessen Leichnam zerteilt und einsalzt, um ihn nach und nach essen zu können. Als Begründung des Mords gibt sie an, unwiderrstehlichen Appetit auf das Fleisch ihres Gatten bekommen zu haben, woraufhin ihre Tat als eine wahnsinnige gelesen wird (vgl. Gotthilf Heinrich Schubert, *Symbolik des Traumes*, S. 122f.; vgl. Johann Christian Reil, *Rhapsodieen über die Anwendung der psychischen Curnmethode auf Geisteserrüttungen*, Halle<sup>2</sup>1818, S. 394f.).

<sup>71</sup> Heinrich von Kleist, Penthesilea, in: Ders., Sämtliche Werke und Briefe. Zweibändige Ausgabe in einem Band, hg. von Helmut Sembdner, erster Band, München 2008, S. 321–428. Ich zitiere im Folgenden nach dieser Ausgabe direkt im Fließtext unter Angabe der Verszeilen. Auch wenn zwischen dem Erscheinungsdatum der *Penthesilea* und der *Symbolik des Traumes* sechs Jahre liegen, scheint mir eine Lektüre der Tragödie unter dem Eindruck von Schuberts Hauptwerk durchaus sinnvoll. Dass Kleist und Schubert 1807 in Dresden aufeinandertrafen, die beiden demselben Freundeskreis angehörten, Schubert zwei Texte im *Phöbus* veröffentlichte und Kleist an der Vorlesungsreihe von Schubert teilnahm, die den *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft* zugrunde liegt, ist hinlänglich bekannt (vgl. dazu Anzhelika Vaskinevitch, ›Bekanntschaften, daheim und auf Reisen‹. G.H. Schuberts Beziehungen zu Kleist und Goethe im Jahre 1807 und ihre spätere Auswirkung, in: Kleist als Dramatiker. Kleist und Dresden. Beiträge zur Kleist-Forschung 21 (2007/2008), S. 123–142, hier S. 128–130; vgl. dazu weiter Katharine Weder, Kleists magnetische Poesie. Experimente des Mesmerismus, Göttingen 2008, S. 110f.). Weiter ist anzunehmen, dass Schubert sich schon Jahre vor dem Erscheinen der *Symbolik des Traumes* mit Phänomenen umtrieb, die darin besprochen werden sollten. Schuberts Lehrer Johann Gottfried Herder verweist im vierten Stück seiner Zeitschrift *Adrastea* im Jahr 1801 auf die Bildhaftigkeit der Traumsprache (vgl. Johann Gottfried Herder, Werke in zehn Bänden, Bd. 10, *Adrastea*, hg. von Günter Arnold, Frankfurt a.M. 2000, S. 309f. und S. 327; vgl. zum Verweis auf Herder in Zusammenhang mit Schuberts *Symbolik* Monica Tempian, ›Ein Traum, gar seltsam schauerlich...‹. Romantikerbschaft und Experimentalpsychologie in

Liebe in die furchtbarste Rachbegierde« liest Lechner nämlich mit Schubert, der »[v]on solch entsetzlichen Verwirrungen der Menschennatur auch schon zu berichten [wußte].«<sup>72</sup> Konkret Bezug genommen wird hierbei auf die Schubert'sche Feststellung der »Verwandschaft der Wollust (Fleischeslust) und Mordlust«.<sup>73</sup> Die »zwei nahe verwandte[n] Laster: Wollust und Blutgier« seien »durch eine verkehrte Ideenassociation des Wahnsinnes«<sup>74</sup> miteinander verbunden. Somit nimmt Lechner auf das nervlich-pathologische Erklärungsmuster Bezug, das sich ebenfalls in der *Symbolik des Traumes* findet. Die von Lechner angesprochenen Parallelen zwischen Schubert und Kleist finden sich aber nicht nur auf dieser rein inhaltlichen Ebene, auf der sich Penthesileas bekanntes Verhalten – sie zerfleischt mit ihrer Hundeute ihren Geliebten Achill – nach zeitgenössischem Verständnis erklären lässt. Vielmehr verhandelt Kleists Text die Schubert'sche Verschränkung einer traumsprachlichen Erklärung (wonach sich Bedeutungen durch die Verschiebung zwischen Symbol- und Wortsprache umdrehen können) und einer sprachlich-etymologischen Erklärung (wonach reimende Worte eine gemeinsame Wurzel haben) des Verwandtschaftsverhältnisses von Fleischeslust und Mordlust.

Eine Liebesverbindung zwischen Penthesilea und Achill erscheint ange-sichts der Heiratspolitik des Amazonenstaates nur dann als legitimierbar, wenn die Königin im Kampf einen Sieg über den Griechen erringt. Diesen Sachverhalt erklärt sie ihm in einem Zwiegespräch: »Im blutgen Feld der Schlacht muß ich ihn suchen, / Den Jüngling, den mein Herz sich auser-kor, / und ihn mit ehrnen Armen mir ergreifen, / Den diese weiche Brust empfangen soll.« (V. 1898–1901) Achill plant nun, sich Penthesilea in einer symbolischen Kampfhandlung zu ergeben. Er ist davon überzeugt, dass sie seine Absicht erkennen wird und ist sich im Gegensatz zu seinen Gefolgs-leuten, die diesen Plan nicht gutheißen, keiner Gefahr bewusst.<sup>75</sup> Penthesi-

---

der Traumdichtung Heinrich Heines, Göttingen 2005, S. 15). Tempian bezieht sich in ihrer Ausführung auf Binswanger. Vgl. zur »Bildersprache des Traumes« bei Herder und Schubert weiter Ludwig Binswanger, Wandlungen in der Auffassung und Deutung des Traumes. Von den Griechen bis zur Gegenwart, Berlin 1928, S. 34.

<sup>72</sup> Wilhelm Lechner, Gotthilf Heinrich Schuberts Einfluß auf Kleist, Justinus Kerner und E.T.A. Hoffmann, Münster 1911, S. 29.

<sup>73</sup> Gotthilf Heinrich Schubert, *Symbolik des Traumes*, S. 123.

<sup>74</sup> Ebd., S. 73.

<sup>75</sup> Vgl. zu dieser Fehleinschätzung Achills in Bezug auf die Rhetorik des Krieges und die figurative Rede Bettine Menke, Körper-Bild und -Zerfällung, *Staub. Über Heinrich von Kleists „Penthesilea“*, in: Claudia Öhlschläger/Birgit Wiens (Hg.), Körper – Gedächtnis – Schrift. Der Körper als Medium kultureller Erinnerung, Berlin 1997, S. 122–156, hier S. 131f.

leas Reaktion jedoch soll seinen Kritikern recht geben. Sie verwundet Achill schwer mit ihrem Bogen, hetzt ihre Hunde auf ihn und verhält sich gar selbst »[g]leich einer Hündin, Hunden beigestellt« (V. 2659). Sie reißt ihm die Rüstung vom Leib, während sie »[d]en Zahn« in seine »weiße Brust« (V. 2670) schlägt.

Unmittelbar nachdem Penthesilea gewahr wird, dass sie Achill ermordet hat, erklärt sie ihre Tat mittels einer sprachlichen Verwechslung, die sie auf einen Reim zurückführt: – So war es ein Versehen. Küsse, Bisse, / Das reimt sich, und wer recht von Herzen liebt, / Kann schon das Eine für das Andre greifen« (V. 2981–2983). Sie greift mit ihrem Befund eines Reims zwischen ›Küsse‹ und ›Bisse‹ und der daraus abgeleiteten Ähnlichkeit die Rückert'sche Reimtheorie auf. Dieses Begriffspaar erweist sich aber gerade innerhalb dieser Theorie als außergewöhnliches, denn die beiden Worte stehen auf der inhaltlichen Ebene sowohl in einem Verwandtschafts- als auch in einem Gegensatzverhältnis zueinander. Während sich eine Gemeinsamkeit dadurch ergibt, dass beide Tätigkeiten mit dem Mund ausgeführt werden, ist deren Resultat doch grundverschieden, wie nicht zuletzt an Achills Leichnam deutlich ersichtlich wird. Das durch den Reim gegebene Ähnlichkeitsverhältnis auf der Bedeutungsebene der beiden Ausdrücke allein erklärt aber Penthesileas Verhalten noch nicht ausreichend – dazu ist die Schubert'sche Verschränkung der Reimtheorie mit dem traumsprachlichen Modell vonnöten. Das Gebaren der Amazone resultiert zu einem großen Teil auch aus ihrer Unfähigkeit, die symbolische Handlung Achills als eine solche zu lesen. Aber nicht nur ist Penthesilea nicht in der Lage, den Gehalt der symbolischen Sprache Achills zu erkennen, sie ist vielmehr auch unfähig, sich selbst der Symbolsprache zu bedienen. Dies verdeutlicht sich, als sie ihre Tat folgendermaßen weiter kommentiert: »Wie Manche, die am Hals des Freundes hängt, / Sagt wohl das Wort: sie lieb ihn, o so sehr, / Daß sie vor Liebe gleich ihn essen könnte; / Und hinterher, das Wort beprüft, die Närrin! / Gesättigt sein zum Eckel ist sie schon« (V. 2991–2995). Die Frau, die so spricht, bedient sich im Schubert'schen Sinne eines Symbols, und benutzt den bildlichen Ausdruck, dass sie ihren Freund sosehr liebt, dass sie ihn vor Liebe sogleich essen könnte, um den der geistigen Welt angehörigen Begriff der Liebe in die sinnliche Welt zu übersetzen – und das mit dem überaus sinnlichen Ausdruck des Essens. Durch die von Schubert beschriebene Täuschung hat sich jedoch der Sachverhalt zwischen Sinnenwelt und Bildersprache umgedreht.

[Jene Sinnenwelt, die für uns Region der ruhigen, kalten Reflexion und eine Bildersprache sein sollte, deren Bedeutung sich auf den Gegenstand der höheren Neigung bloß bezogen, ist nun für uns der Gegenstand jener Neigung selber, und Region der Liebe, des Gefühls; dagegen ist uns die geistige Sphäre Region der kalten Reflexion geworden.]<sup>76</sup>

Diese Umkehr, die das Einbrechen der geistigen Sphäre in die sinnliche bedeutet, vollzieht sich nun bei Penthesilea in aller Radikalität. Wenn sich die Bildersprache nun nicht als reine Bildersprache, sondern als bildliche Sprache zeigt, wenn sich die Aussage »vor Liebe essen können« nicht bloß auf die Bedeutung »stark lieben« bezieht, sondern selbst zum Gegenstand wird, bedeutet dies eine Vergegenständlichung der Sprache in genau diesem Sinne. Wenn die Amazonenkönigin nun feststellt: »Hab ichs wahrhaftig Wort für Wort getan; / Ich war nicht so verrückt, als es wohl schien« (V. 2998–2999), rechtfertigt sie ihr Tun mit einem wortwörtlichen bzw. wörtlich vergegenständlichtem Handeln. Mit der Aussage »nicht so verrückt, als es wohl schien« gewesen zu sein, entfernt sich Penthesilea sogleich aus dem Zusammenhang geistiger Umnachtung, der bei Schubert ein weiteres Erklärungsmuster für die Nähe von Mordlust und Wollust bildet.<sup>77</sup> Durch Penthesileas explizites Negieren eines wahnsinnigen Zustandes wird jedoch nachdrücklich auf die anderen beiden Erklärungsmuster verwiesen, die sich in der *Symbolik des Traumes* befinden: auf die sprachlichen. *Penthesilea* treibt die Schubert'sche Fusion der beiden sprachlichen Theorien um die Verwandtschaftsverhältnisse entgegengesetzter Phänomene – derjenigen um Wurzel und Reim und derjenigen um die Umkehr einer Symbol- und Wortsprache – auf die Spitze. Durch die Vergegenständlichung der Sprache, die durch die bei Schubert beschriebene Sinnentäuschung entsteht, kann in einer radikalen Auslegung und unnützen Überhöhung die auf dem Reim fußende Verwechslung in der artikulierten Sprache zur Tat werden. Es findet eine Umkehr und eine Dekontextualisierung der Theorien statt, die bei Schubert eigentlich die Sprache des Traums oder anderer dämmernder Zustände entschlüsseln wollen, indem diese nachträglich eine Handlung zu beschreiben suchen.

<sup>76</sup> Gothilf Heinrich Schubert, *Symbolik des Traumes*, S. 77.

<sup>77</sup> Penthesileas Dissoziationen und Absencen sind auffällig und machen sie durchaus – und insbesondere in Bezug auf die zeitgenössischen Positionen, z.B. diejenigen Johann Christian Reils – als wahnsinnige Figur lesbar. Vgl. Yvonne Wübben, Forensik und Philologie. Heinrich von Kleists »Penthesilea«, in: Nicolas Pethes (Hg.), *Ausnahmezustand der Literatur. Neue Lektüren zu Heinrich von Kleist*, Göttingen 2011, S. 166–184, hier S. 182.

Im reimenden Wortpaar ‚Küsse und Bisse‘ sind in Penthesileas Lesart ihrer Tat die gegensätzlichen, zusammenfallenden Begriffe Wollust und Blutdurst bereits angelegt. In diesem Sinne verhält sich dieses Reimpaar sehr ähnlich wie das Doppelwort Lustmord in Clarisses Analyse. Auch wenn der Terminus Lustmord für die Durchschlagkraft des dazugehörigen Phänomens knapp 80 Jahre nach der Entstehung der *Penthesilea* mit ausschlaggebend ist, so liegt der lustvolle Charakter dieses Kompositums nicht allein an der Bezeichnung, sondern an dem, was es zu bezeichnen sucht.

